

Nach 38 Jahren Bürgerkrieg sollen im Sudan im kommenden April freie Wahlen stattfinden. Doch wie stabil ist der Frieden im größten Land Afrikas? Eine Reise entlang des blutigen Grabens zwischen Nord und Süd

Bari-Krieger
mit Pfeil
und Bogen.
Sie hatten
ihre Waffen
abgegeben
und wurden
gleich danach
überfallen

„WIR LEBEN WIE TIERE“

VON MICHAEL OBERT UND MATTHIAS ZIEGLER (FOTOS)



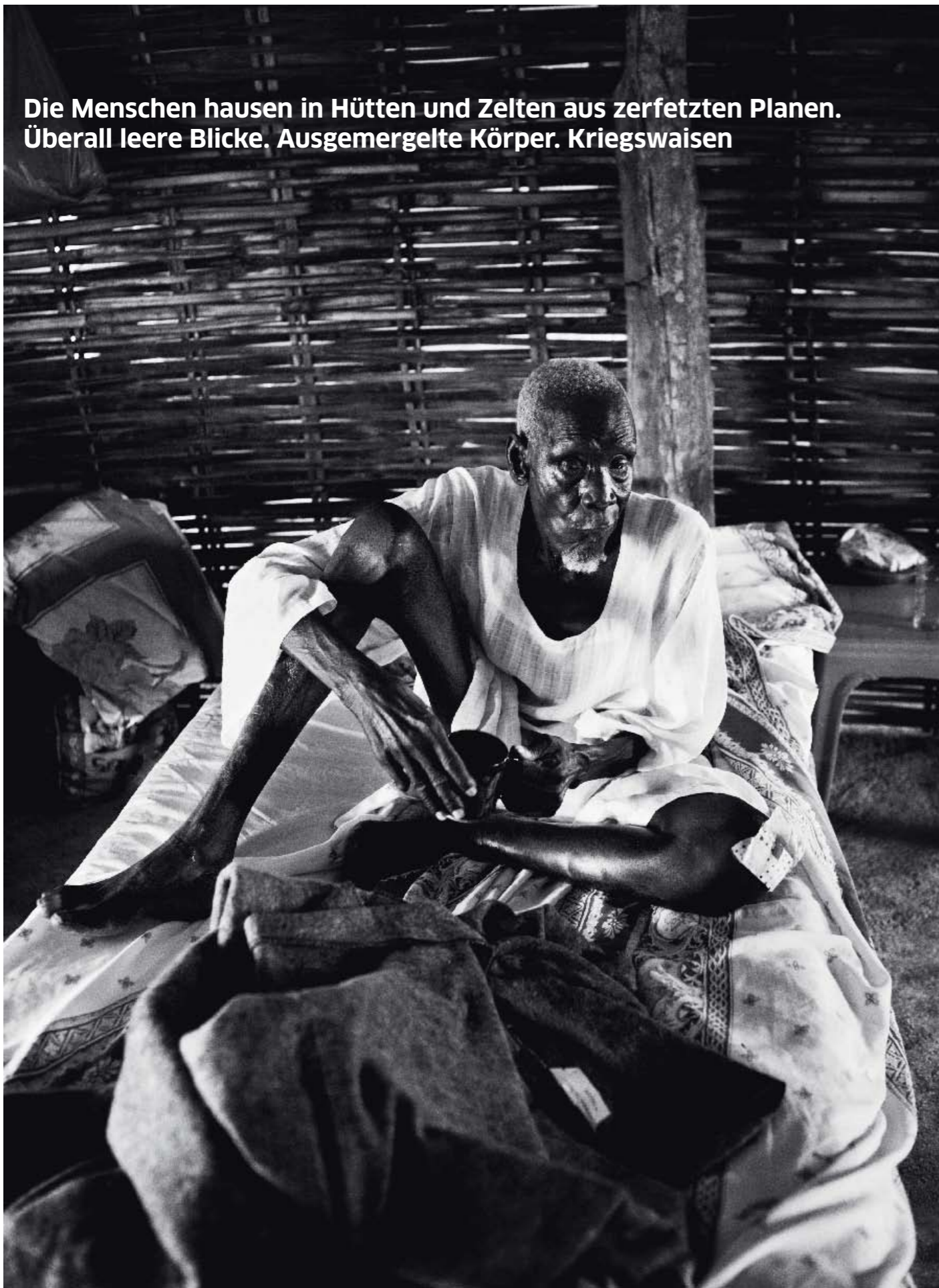
GREENPEACE MAGAZIN 6.09

Im Südsudan braut sich eine Katastrophe zusammen – weit größer noch als die in der westsudanesischen Krisenprovinz Darfur. Es geht um Macht. Um Land- und Weiderechte. Um Wasser. Um Öl



**Panzerfahrzeuge
der Vereinten
Nationen in Abyei
– der Stadt, in
der sich ein
neuer Krieg ent-
zünden könnte.
Die UN-Mission
soll den brüchigen
Frieden sichern**

Die Menschen hausen in Hütten und Zelten aus zerfetzten Planen. Überall leere Blicke. Ausgemergelte Körper. Kriegswaisen



Die Hilfsorganisation Ärzte ohne Grenzen betreibt im Flüchtlingslager Agok eine Krankenstation (links). Bei einer Entwaffnungsaktion der UN in Kadugli werden großenteils unbrauchbare Waffen abgegeben. Zugleich boomt der illegale Handel



Rückkehrer finden sich in einem völlig zerstörten Land wieder, wo es oft keine Häuser für sie gibt, keine Schulen, nicht einmal Latrinen. Nichts zu essen. Keine Arbeit. Keinen Arzt

GREENPEACE MAGAZIN 6.09

Zwei Millionen Kriegsflüchtlinge sind den leeren Versprechungen der Südgierung gefolgt und aus dem Nordsudan, aus Kenia und Uganda heimgekehrt - wie ins Flüchtlingslager Agok, südlich der Stadt Abyei



ein Gesicht lacht, doch seine Augen machen nicht mit. Sie bleiben starr, dunkle Kugeln, wie mit Schichten gehärteten Lacks überzogen und auf beängstigende Weise von der Mimik des Mundes, der Wangen, der Stirn getrennt. Ein unsichtbarer Riss geht durch dieses Gesicht. „Ich habe das Schlimmste erlebt, was sich ein Mensch vorstellen kann“, sagt der Mann in einem Hinterhof von Juba, der Hauptstadt des Südsudan am Oberlauf des Weißen Nils. Dann erzählt er mit leiser Stimme, wie er als kleiner Junge ansehen musste, dass Soldaten der Nordarmee seine Eltern erschossen.

Als Kind schloss sich Chol Bol in den 80er-Jahren der Sudanesischen Volksbefreiungsarmee (SPLA) an, die für die Rechte des schwarzafrikanischen, überwiegend christlichen Südsudan gegen das arabisch dominierte Nordregime in Khartum kämpfte. Zwei Millionen Todesopfer forderte dieser Guerillakrieg. Doppelt so viele Menschen wurden vertrieben.

Mit dem Friedensabkommen von 2005 ging einer der brutalsten Konflikte Afrikas nach 38 Jahren offiziell zu Ende. Im kommenden April sollen nun im gesamten Sudan freie Wahlen stattfinden. Erstmals seit der Unabhängigkeit von Großbritannien im Jahr 1956. Ob im größten Land Afrikas die Demokratie Einzug hält, hängt jedoch von einer entscheidenden Frage ab: Wie stabil ist der Frieden im Sudan?

Chol Bol, der hagere Mann mit den starren Augen, hat im Krieg Hunger und Durst gelitten. Hat neben sich Freunde verbluten sehen. Ist selbst angeschossen worden. „Für das Volk“, sagt er mit fester Stimme. „Für die Freiheit. Für den Frieden. Für die Zukunft unserer Kinder.“ Und dann sagt er: „Im Krieg habe ich Brücken gesprengt. Jetzt baue ich Brücken.“

Die erste habe er in seinem Viertel gleich nach dem Friedensabkommen mit Bambusstöcken und Brettern gebaut, mit bloßen Händen, erzählt er, und seine Augen strahlen jetzt. Mit dem Erlös lieh er sich Maschinen, um die nächste, etwas größere Brücke zu bauen, und so ging es immer weiter. Heute ist Chol Bol Eigentümer eines Unternehmens mit 320 Angestellten. Spezialgebiet: Brückenbau. Die Menschen im Südsudan können Brücken brauchen, denn der Krieg hat tiefe Gräben gezogen. Nicht nur zum verhassten nördlichen Nachbarn hin. Auch zwischen den mehr als 50 Volksgruppen, die in den zehn Bundesstaaten des Südsudan leben, rund 400 verschiedene Dialekte sprechen und sich im Krieg zum Teil erbittert bekämpft haben.

„Ich habe Angst“, sagt Michael Deng, ein Mann wie ein Schattenriss, zwei Meter groß, spindeldürr. „Angst, dass bald wieder geschossen wird, dass wir wieder weg und irgendwo in der Fremde leben müssen.“ Zwei Jahrzehnte ist es her, dass Michael vor dem Krieg nach Khartum floh, wo nie gekämpft wurde. Nun ist er auf einer 30 Tage dauernden Schiffsreise auf dem Nil nach Juba tief im Süden des Landes zurückgekehrt. Wir begegnen ihm bei einer der Lebensmittelausgaben, die das Welternährungsprogramm

der Vereinten Nationen im Südsudan organisiert. Im spärlichen Schatten einer Akazie harren drei Dutzend Rückkehrer am Boden aus, viele davon Frauen mit gedrehten Zöpfen, ihre Babys im Arm. Die meisten besitzen nur die Kleider, die sie am Leib tragen. Als sie aufgerufen werden, nehmen sie schweigend ihre Säcke mit Mais aus Europa entgegen, ihre Kartons mit amerikanischem Speiseöl und Salz. Michael winkt uns zu, dann steigt er mit den anderen in den Kleinbus, der sie in ihre Dörfer bringen wird.

Es ist eine Reise ins Ungewisse. Zwei Millionen Kriegsflüchtlinge sind den vollmundigen Versprechungen der Südsregierung gefolgt und aus dem Nordsudan, aus Kenia und Uganda zurückgekehrt. Ihre Heimat warte auf sie, wurde ihnen versichert, der Süden werde schnell entwickelt und sehe einer blendenden Zukunft entgegen. Stattdessen finden sich die Rückkehrer in einem völlig zerstörten Land wieder, wo es oft keine Häuser für sie gibt, keine Schulen, nicht einmal Latrinen. Nichts zu essen und wegen der Landminen oft keinen bestellbaren Boden. Keine Arbeit. Keinen Arzt.

Der Südsudan verfügt über reiche Erdölvorkommen, dennoch zählt er zu den ärmsten Regionen der Welt. Flächenmäßig fast doppelt so groß wie Deutschland, gibt es hier keine fünfzig Kilometer asphaltierte Straße. Für eine Südsudanerin ist es statistisch wahrscheinlicher, während der Schwangerschaft oder Geburt ihres Kindes zu sterben als Lesen und Schreiben zu lernen. Nur eins von hundert Mädchen schließt eine Grundschule ab. Juba, die Hauptstadt der seit 2005 autonomen Region, wirkt wie ein riesiges Flüchtlingslager. Zelte, Bretterverschläge, Kriegsrüinen. Von Einschusslöchern übersäte Container sind zu Läden umfunktioniert. Tropischer Regen verwandelt die vernarbten Staubpisten in eine Seenlandschaft. Überall sind weiße Geländewagen mit den Akronymen internationaler Hilfsorganisationen zu sehen. Malaria und Cholera grassieren. Strom ist in Juba ein seltenes Gut, das einzige fließende Wasser der Weiße Nil.

Es gibt viel zu tun im Neuen Sudan, wie die Anhänger der Volksbefreiungsbewegung den südlichen Landesteil nennen. In Juba treffen wir jeden Tag Menschen, die den Schrecken des Krieges nun die Kraft abtrotzen, sich für eine friedliche Zukunft ihres Landes einzusetzen. Joyce zum Beispiel. Sie ist 25 Jahre alt, verdient ihren Lebensunterhalt, indem sie am Straßenrand Briefe für Analphabeten schreibt, und bestückt mit einem Teil ihres kargen Lohns den Bauchladen, mit dem sie durch die ausufernden Elendsviertel von Juba zieht. „Desinfektionsmittel, Verbandszeug, Pflaster“, sagt die zierliche Frau. „Ich verteile alles, womit man Wunden heilen kann.“

Oder Patrick. Er baut mit anderen Jugendlichen ein Basketballfeld und stellt Mannschaften aus verfeindeten Volksgruppen zusammen. „Sie wollen gewinnen, aber ohne Gewalt, spielerisch, gemeinsam“, sagt der Junge mit den hervorspringenden Wangenknochen. „So lernen sie, dass sie zusammengehören.“ Sports for Hope nennt Patrick seine Initiative.

Und dann ist da noch Mama Lucy. Wir treffen die 60-Jährige mit den harten männlichen Zügen

in ihrer Ausbildungswerkstatt für Schneiderinnen. Mama Lucy schielt ein wenig. Als blicke sie gleichzeitig in zwei unterschiedliche Welten. Die Welt, in der sie gerade Wörter auf ein Schaubild an der Wand schreibt – Frieden, Visionen, Ziele. Und die Welt, in der sie miterleben musste, wie die Rebellen der SPLA mit ihrer Artillerie das von der Nordarmee besetzte Juba in Schutt und Asche legten. Wie die schwarzen Autos des Geheimdienstes vorfahren und wahllos Leute wegen „Konspiration mit der SPLA“ mitnahmen, um sie anschließend in Müllsäcken im Nil zu versenken. Wie sechsjährige Mädchen von Soldaten vergewaltigt wurden. Wie man ihnen danach die Kehle durchschnitt und sie in den Gehöften ihrer Familie liegen ließ.

Heute leitet Mama Lucy eine Selbsthilfegruppe für Frauen. Viele von ihnen haben im Krieg ihre Familien verloren oder physische Gewalt erfahren. „Sie haben keine Ausbildung, sie können nicht lesen und schreiben, nur kochen und Kinder kriegen“, sagt Mama Lucy, während sie durch die Reihen ihrer Schülerinnen geht, die fleißig in die Pedale alter Nähmaschinen treten und aus einzelnen Stoffteilen Schuluniformen zusammenfügen. Mama Lucy bringt ihnen auch die Kniffe des Kleingewerbes bei. Konfliktmanagement gehört ebenfalls zum Lehrplan.

Die einen bauen Brücken, wollen Grenzen überwinden und Wunden heilen – die anderen verlassen sich lieber auf ihre Kalaschnikow. Und so öffnet sich mit den Meldungen, die in letzter Zeit in Juba eintreffen, erneut ein finsterner Abgrund: 62 Tote bei Kämpfen zwischen Milizen und Regierungstruppen in Malakal, Upper Nile State; 185 Tote bei Stammeskriegen zwischen Murle und Lou Nuer im Akobo County; Lou-Nuer-Milizen greifen Hilfskonvoi des Welternährungsprogramms an und töten 40 Begleitsoldaten; Zusammenstöße im Pibor County, Jonglei State: Hunderte sterben, Tausende auf der Flucht.

Jahrzehntelang hat der Südsudan geschlossen gegen die Diktatur Khartums gekämpft. Nun droht die Region in ihre ethnischen und politischen Einzelteile zu zerfallen. Laut der englischen Hilfsorganisation Oxfam erlebt sie das gewalttätigste Jahr seit dem Abschluss des Friedensabkommens. Es geht um Macht. Um Land- und Weiderechte. Um Wasser. Um Öl.

In Abyei, dem Hauptort der gleichnamigen Grenzregion zwischen Nord- und Südsudan, fühlen wir uns dem Krieg näher als dem Frieden. Zahllose völlig zerstörte Häuser geben ein Bild der Verwüstung ab. Lehmmauern wurden von der Hitze des Feuers der Länge nach entzweigerissen. Verkohlte Holzstützen ragen heraus wie Palisaden. Drinnen: angesengte Bettgerüste, geschmolzene Kinderpuppen, die Asche verbrannter Familienfotos. Ein heißer Wind streicht durch die Ruinen, in denen vor kurzem noch Hoffnungen gehegt, Pläne geschmiedet, Leben gelebt worden sind. Jetzt ist Abyei eine Geisterstadt. „Wir hörten Schüsse, dann rannten wir“, erzählt uns Abuk, die in einem ausgewaschenen Kleid und Plastikschlappen ganz allein in der Weite dieses Schlachtfeldes steht. „Überall lagen Tote,“ sagt sie. Abuk zittert und spricht, als sei es eben erst geschehen. „Überall Tote. Überall.“

Mama Lucy, Leiterin einer Selbsthilfegruppe für Frauen: „Sie können nur kochen und Kinder kriegen.“



Im Mai 2008 brachen in Abyei zwischen der SPLA und der Nordarmee die schwersten Kämpfe seit Kriegsende aus. Binnen weniger Tage wurde die Stadt zerstört. Mehr als hundert Menschen starben, mindestens 60.000 wurden nach Schätzungen der Vereinten Nationen vertrieben. „Das ist die Bäckerei.“ Abuk zeigt auf verrußte Mauerreste. Spricht sie bewusst in der Gegenwart? „Das ist die Apotheke. Das ist der Buchladen. Das ist das Internetcafé.“ Dann sagt sie: „Abyei gibt es nicht mehr.“

Abyei ist eine der Achillesfersen des sudanesischen Friedensabkommens, das im Anschluss an die landesweiten Wahlen ein Referendum vorsieht. 2011 dürfen die knapp neun Millionen Südsudanesen entscheiden, ob ihr Landesteil vom Norden unabhängig werden soll. Wegen des umstrittenen Grenzverlaufs von Abyei wird das an Erdöl reiche Gebiet vom Norden und vom Süden zugleich beansprucht. Zwar hat ein speziell eingerichtetes Schiedsgericht in Den Haag kürzlich eine Grenze festgelegt, die beide Parteien respektieren wollen, doch Abyei bleibt eine der gefährlichsten Verwerfungslinien im Sudan. Hier leben hauptsächlich Ngok-Dinka, Viehzüchter, die ethnisch und kulturell zum Süden gehören. In Abyei gibt es aber auch arabische Misseriya, und diese rechnen sich dem Norden zu. Ihre Milizen wurden im Krieg von Khartum gegen die SPLA aufgerüstet. 2011 sollen die Bewohner von Abyei in einem eigenen Referendum darüber abstimmen, ob sie zum Norden oder zum Südsudan gehören wollen.

„Wir werden zu hundert Prozent für den Anschluss an den Südsudan stimmen“, stellt der Paramount Chief von Abyei klar. Der traditionelle Führer der Ngok-Dinka, ein nachdenklicher Mann in kaki-farbenem Anzug, empfängt uns im Kreis seiner Berater und Würdenträger.

„Drei Viertel der Erdölreserven des Sudan liegen bei uns im Süden“, sagt der Paramount Chief, und die Männer nicken stumm. Am Tag der Unabhängigkeit des Südsudan werde Khartum den Zugriff auf diese Ölfelder verlieren. Und damit einen Großteil der Verträge mit seinen Investoren, vor allem aus China, das derzeit rund zwei Drittel des sudanesischen Erdöls abnimmt und den Norden im Gegenzug mit Überlandstraßen, Brücken und einem rund zwei Milliarden Dollar teuren Staudamm am Nil belohnt. Bezahlt mit dem Öl des Südens.

Es gilt als wahrscheinlich, dass der derzeit regierende sudanesischer Präsident Omar al-Bashir, der vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag wegen Kriegsverbrechen gesucht wird, mit seiner Nationalen Kongresspartei die Wahlen verlieren wird. Deshalb fürchten die Männer im Haus des Paramount Chiefs, dass der Staatschef seine bereits in Westdarfur erprobte Terrorstrategie auch auf den Südsudan ausweiten wird: die arabischen Minderheiten bewaffnen und sie auf die schwarzafrikanische Bevölkerung hetzen, um diese aus den ölreichen Gebieten zu vertreiben. So könnte al-Bashir auch die wenig erfolgversprechenden Wahlen und das Referendum hinauszögern oder ganz vereiteln.

Aluel, deren Familie getötet wurde, im Flüchtlingslager von Agok: „Wir leben wie Tiere.“



Draußen geht ein schwerer Regenschauer nieder, und der Paramount Chief sagt: „Sollen wir zusehen, wie die Misseriya uns umbringen? Vorher werden wir kämpfen. Ich bete, dass es nicht so weit kommt. Denken Sie nur daran, was in Ruanda passiert ist.“ Seine Botschaft ist klar. Sie folgt der Logik eines jahrzehntelangen Krieges, dem verhängnisvollen Prinzip des gegenseitigen Misstrauens, der Angst und der Vergeltung. Dabei wird gern übersehen, dass die sudanesischen Tragödie keine eindeutige Rollenverteilung von Gut und Böse kennt. Die Araber sind nicht die Teufel, als die sie von westlichen Medien oft gezeichnet werden. Und die Schwarzafrikaner keineswegs nur arme, unterdrückte Engel. Viele Afrikaner kämpfen – für Geld oder aus politischen Gründen – Seite an Seite mit Arabern. Afrikaner haben Massaker an Afrikanern angerichtet. Hunderttausende aus dem umkämpften Süden sind nach Khartum geflohen, in die Hauptstadt des Feindes.

Im Sudan zerfließen scheinbar klar gezogene Grenzen, und doch gibt es in letzter Zeit immer mehr Stimmen, die eindringlich vor einem neuen Konflikt zwischen dem Norden und dem Süden warnen. Meredoc McMinn, der Koordinator der Vereinten Nationen, die im Rahmen ihrer Friedensmission im gesamten Sudan einen Stützpunkt mit derzeit 455 Blauhelmsoldaten in Abyei unterhalten, fürchtet: „Sollten in Abyei noch einmal Kämpfe ausbrechen, könnte das Friedensabkommen daran zerbrechen.“ Und Joseph Dut Paguot, hoher Regierungsbeamter in Abyei, sagt: „Es wird Krieg geben.“

Auch der als gemäßigt geltende SPLA-General Kuol Deim Kuol ist alles andere als optimistisch. Der studierte Mathematiker, der sich 1984 der Guerilla anschloss, sitzt in seinem Bürocontainer hinter einem aufgeklappten Laptop, die Lesebrille in den feingliedrigen Händen, und erklärt, die Chancen, dass das Referendum 2011 überhaupt stattfinden werde, stünden eins zu fünf. „Alles deutet darauf hin, dass es vorher Krieg geben wird“, sagt der Mann mit den gekreuzten Goldsäbeln auf den Schulterklappen.

Während die Welt mit Schrecken auf die west-sudanesischen Krisenprovinz Darfur blickt, wo seit 2003 ein verheerender Krieg wütet, braut sich im direkt benachbarten Südsudan unbemerkt eine noch viel größere Katastrophe zusammen. Sie könnte das gesamte Land und weite Teile Ost- und Zentralafrikas mit sich reißen. In diesem Fall wäre die letzte Chance für den Südsudan, doch noch seine Unabhängigkeit zu erreichen, diese einfach auszurufen. „Am selben Tag würde Darfur unserem Beispiel folgen“, ist sich General Kuol sicher, legt die Lesebrille weg und setzt stattdessen seine Armeemütze auf. „Binnen weniger Tage würden alle Unruheherde im Land ihre Unabhängigkeit erklären. Sudan droht in viele Einzelstaaten zu zerbrechen.“

Eine Katastrophe wie auf dem Balkan. Mitten in Afrika. Ist die SPLA darauf vorbereitet? „Im Vergleich zur Nordarmee mit ihrer schlagkräftigen Luftwaffe ist die SPLA schwach“, vertraut uns ein führender Politiker des Südens an. „Aber die Amerikaner werden nicht zulassen, dass Khartum einen neuen Krieg für sich entscheidet.“ Hinter den Kulissen werden die

Karten bereits neu gemischt. In Rumbek, im Kernland der Dinka, wo sich einst das Hauptquartier der SPLA befand, trainieren private Sicherheitsdienste im Auftrag der US-Armee ehemalige Rebellen an modernsten Waffen. Die amerikanische Ölindustrie sitzt schon in den Startlöchern, um die Chinesen aus dem sudanesischen Erdölgeschäft zu verdrängen.

An diesem Nachmittag folgen wir der Piste nach Agok, rund 60 Kilometer südlich von Abyei. Viele der Dörfer sind verlassen. Mit der flirrenden Hitze lastet eine gespannte Stille auf der Sumpflandschaft mit ihren Fieberakazien und den darüber kreisenden Aasvögeln. Wie nach einem Luftangriff liegen umgestürzte Lastwagen des Welternährungsprogramms auf der Piste, die Scheiben gesprungen, die Fracht am Boden verstreut – gescheitert an Schlaglöchern, die tief sind wie Bombenkrater.

Am Ende dieser Wunde im Niemandsland zwischen Nord- und Südsudan liegt das Flüchtlingslager von Agok. 30.000 Menschen sind nach den Kämpfen in Abyei im vergangenen Mai nicht zurückgekehrt.

Dass sie lieber in Zelten hausen, als Flüchtlinge im eigenen Land, abhängig von Hilfsgütern und den Wildfrüchten und Wurzeln, die sie im Busch sammeln, zeugt von der angespannten Lage in der Region.

„Wir leben wie Tiere“, sagt Aluel, eine schmale Frau mit zerzaustem Haar und geröteten Augen. „Die Misseriya haben meine Familie getötet, sie haben unser Haus niedergebrannt, 20 Kühe und die Kälber gestohlen und unsere Pflanzungen zerstört. Und die Araber können jederzeit wiederkommen.“ Die Farbe ihrer Träume sei Blau, sagt Aluel, wie das Blau des Rauchs, das sie aus ihrem Haus hat aufsteigen sehen, bevor sie rannte. Wenn sie aus diesen Träumen erwacht, findet sie sich oft hinter ihrem Zelt am Rand eines Tümpels wieder, ohne sich erklären zu können, wie sie dort hingekommen ist – die Füße bis über die Knöchel im Schlamm, die Augen verklebt von ihren Tränen.

Wir sitzen mit Aluel unter einer Akazie und sehen aus dem Schatten hinaus in ein grelles Flimmern, ein überbelichtetes Bild, das uns an die trostlosen Kulissen Darfurs erinnert. Bis an den Horizont stapeln sich Hütten und Zelte aus zerfetzten Planen. Das Welternährungsprogramm und Hilfsorganisationen wie Ärzte ohne Grenzen geben ihr Bestes, dennoch begegnen wir überall leeren Blicken, ausgemergelten Körpern, Kriegswaisen und Menschen wie Aluel. Fühlt sie sich sicher in Agok? Aluels Stimme zittert. Dann sagt sie kraftlos, gehaucht, was wir in diesen Tagen noch oft hören werden: „Wenn die Misseriya wieder angreifen, werden wir nicht mehr fliehen. Wir werden in Agok mit unseren Kindern sterben.“

Aluel nimmt einen rostigen Schlüssel, den sie an einer Schnur um den Hals trägt, und führt uns in ihr Zelt: blaues Licht, blaue Hitze. Als sei die Farbe aus ihren Träumen entwichen, um die Zeltbahnen zu tränken. Der Schlüssel gehört zu einem kleinen Koffer. Aluel öffnet ihn und nimmt behutsam ein paar einfache Tücher heraus, zwei sonnengebleichte Hemden, Strümpfe, das Hochzeitsfoto ihrer Schwester. „Mehr

Kuol Deim Kuol, General der SPLA: „Der Sudan droht in Einzelstaaten zu zerbrechen.“



ist mir nicht geblieben“, flüstert sie, und als wir uns beim Hinausgehen noch einmal umdrehen, steht sie mit dem Koffer im Zelt wie auf einem Bahnsteig, als warte sie dort auf einen Zug, der nicht kommen wird.

Auch wenn es Gründe genug dafür gäbe – das Leben im Lager von Agok besteht nicht nur aus Sorgen und Leid. Indem sich die Flüchtlinge ein Stück Normalität erkämpfen, bewahren sie sich die Fähigkeit zu hoffen, zu lachen – und damit ihre Würde, ihr Menschsein. Abends planschen nackte Kinder in Tümpeln oder schaukeln in Fahrradschläuchen an Akazienästen. Alte Frauen mit ledrerner Haut sitzen um einen Kassettenrekorder, hören Dinka-Musik und biegen sich vor Lachen, als wir versuchen, ihre Namen auszusprechen.

Auf einem Sandplatz zwischen den Zelten des UN-Flüchtlingshilfswerks findet ein Fußballspiel statt. Die Tore sind aus Ästen gemacht, zerrissene Tarnnetze als Querlatte gespannt. Irrendwo dort draußen, jenseits der Außenlinie, toben Stammeskongflikte, rüsten Armeen zum Gefecht, herrscht die Angst vor einem neuen Krieg. Auf dem Spielfeld hingegen zählt nur eins: Anstoß, der Ball fliegt davon, sich drehend, leicht, er fliegt und fliegt, und die Zuschauer schwenken ein Banner mit der Aufschrift: Let Peace Win – Forever! Der Wunsch nach Frieden ist allgegenwärtig, doch je länger wir dem Grabenbruch zwischen Nord und Süd folgen, umso seltener begegnen wir der Zuversicht, die wir zu Beginn unserer Reise noch bei Brückenbauer Chol Bol und Mama Lucy in Juba gespürt haben. Zu groß ist die Furcht vor einem neuen Ausbruch der Gewalt. Mit einem UN-Helikopter fliegen wir von Abyei aus über das dünn besiedelte Kordofan, eine endlose Ebene, die sich von der Libyschen Wüste im Norden bis zu den Sumpfgeländen am oberen Nil erstreckt. Nach anderthalb Stunden erhebt sich aus dem Dunst unter uns ein felsiges Inselbergland: die Nuba Mountains um die Stadt Kadugli. Hier belauern sich die Armeen und Milizen der ehemaligen Kriegsparteien wie Rudel verwundeter Kampfhunde.

„Eine falsche Bewegung, und es gibt ein Blutbad“, sagt Siddig Mansour, Sprecher des politischen Arms der SPLA in Südkordofan, selbst ein Nuba. Obwohl ihre Berge im Nordsudan liegen, hat diese schwarzafrikanische Volksgruppe im Krieg auf Seiten der SPLA gegen Khartum gekämpft. Während ein Ventilator auf Mansours Schreibtisch die Parteilflagge wehen lässt, erzählt uns der muskulöse Mann im roten afrikanischen Hemd, wie die aus arabischen Milizen hervorgegangene und mit der Nordarmee verbündete Popular Defense Force (PDF) die Nuba gewaltsam umsiedelte, in Foltercamps nach Nordkordofan verschleppte und Massenmorde an ihnen beging. Ganze Dorfgemeinschaften wurden ausgelöscht.

Die Wunden der Vergangenheit könnten schon bald wieder aufbrechen. Wenn der Südsudan erst unabhängig ist, fallen die zwischen dem Norden und dem Süden eingekleiteten Nuba Mountains wieder Khartum zu, dem Regime, gegen das die Nuba zwei Jahrzehnte lang gekämpft haben. „Selbst wenn es anderswo friedlich bliebe, in den Nuba Mountains werden sich der Norden und der Süden einen Stellvertreterkrieg

liefern“, sagt Mansour mit spürbarem Unbehagen. „Wir werden das Kaschmir des Sudan sein.“

Um dies zu verhindern, konzentriert sich die Sudanmission der Vereinten Nationen unter anderem darauf, die Milizen zu entwaffnen. Auf einem staubigen Platz in Kadugli stützen sich bärtige Kämpfer in langen Gewändern und Turbanen auf ihre Kalaschnikows wie auf Hirtenstöcke. Am Kopf einer langen Schlange nehmen Soldaten ihre Daten auf und ihre Gewehre entgegen. In den kommenden zwei Jahren sollen landesweit 180.000 ehemalige Kämpfer zu Zivilisten werden, ein Großteil davon in Südkordofan, wo der Krieg mit am heftigsten wütete.

Hasan Daud von der arabischen Volksgruppe der Hawazma ist siebzig Jahre alt und hat zuletzt in der PDF gekämpft. Er sei aus einem Dorf nordwestlich von Kadugli, sagt der hagere Mann und lächelt. Doch als wir ihn fragen, warum er seine Kalaschnikow abgibt, wird er still. Allein in Südkordofan soll die PDF über mehr als 80.000 Kämpfer verfügen, und es gibt Gerüchte, dass arabische Milizen Statisten entwaffnen lassen, um die Zahlen zu schönen. Wer hat Hasan Daud gesagt, dass ausgerechnet er, ein 70-jähriger, seine Kalaschnikow zurückgeben soll? Und ist es seine einzige? Oder hat er weitere Waffen zu Hause? Der alte Mann bringt kein Wort mehr hervor. Als er an der Reihe ist, übergibt er Schweigend seine Waffe. Ein Container wird geöffnet – der Geruch von Metall und Waffenöl schlägt uns entgegen und wir erkennen mannshoch gestapelte Kalaschnikows, G3-Schnellfeuer- und Maschinengewehre, Panzerfäuste, kistenweise Munition.

Erst auf den zweiten Blick stellen wir fest, dass es sich dabei meist um kaum mehr zu gebrauchende Waffen handelt, rostig, mit verbogenen Rohren und gesprungenen Handgriffen; dazwischen liegen Vorderlader aus der Kolonialzeit, die Schulterstützen mit Hasenfell bespannt. Den 2593 Kämpfern, die – wie der alte Hasan Daud – in den ersten drei Monaten des Programms offiziell zu Zivilisten wurden, haben die Vereinten Nationen 860 Sudanesischen Pfund pro Waffe ausbezahlt. Insgesamt fast eine Million Euro. Ein stolzer Preis für ein paar Tonnen Schrott.

In der folgenden Nacht kommen wir der Wahrheit über die Waffenlage im Sudan gefährlich nah. Am nördlichen Stadtrand von Kadugli ist es stockdunkel. Weit entfernte Lichter lassen einzelne Kastenhäuser erahnen. Am Rand eines Feldwegs sitzt uns ein Mann gegenüber, der sich für 200 Pfund bereit erklärt hat, uns in die Mechanik einer tickenden Zeitbombe einzuweißen – in den illegalen Waffenhandel im Sudan. Wir haben den Waffendealer über einen Bekannten ausfindig gemacht, der selbst gerade 10.000 Schuss Kalaschnikow-Munition bei ihm eingekauft hat, englisch spricht und für uns übersetzt. „Garanof-Maschinengewehr: 4500 Pfund, russische Panzerfaust: 3000 Pfund, Kalaschnikow: 1400 Pfund“, zählt der Waffendealer auf. „In Kadugli gibt es mehr als hundert Händler, die große Stückzahlen liefern. Und fast jeder hier kann dir drei oder vier Kalaschnikows besorgen. Die halbe Stadt ist im Waffengeschäft.“ Die Ware stammt aus Beständen der Nordarmee und der SPLA. Lagerverwalter schmuggeln sie an den

Büchern vorbei. Soldaten nehmen sie im Gefecht getöteten Feinden ab oder bestehlen ihre Kameraden, um ihren Sold aufzubessern.

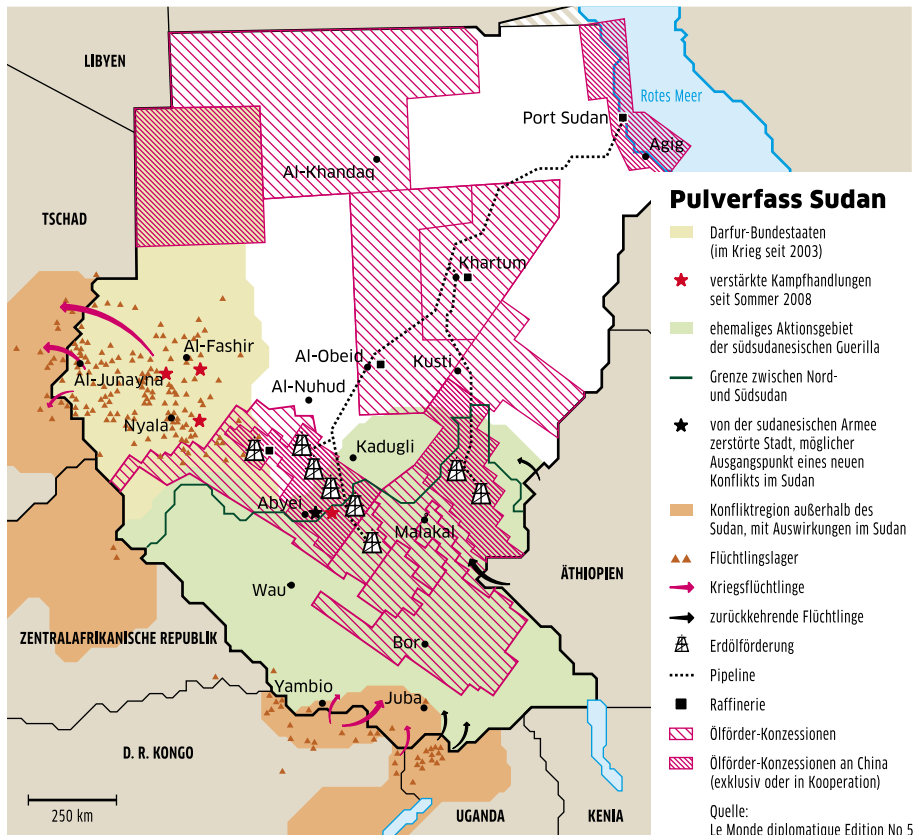
Unser Mann zündet sich eine Zigarette an. Sein Gesicht scheint kurz auf. Die dunkle Haut wirkt wie mit Gewalt über die kantigen Schädelknochen gespannt. Er spricht leise, mit emotionsloser Gradlinigkeit, und muss nicht lang über unsere Fragen nachdenken. Das Entwaffnungsprogramm der Vereinten Nationen? „Wenn du deine Waffe abgibst, schützt dich dort draußen niemand mehr, kein Militär, keine Polizei“, sagt er. „Du und deine Familie – ihr seid so gut wie tot.“ Deshalb laufe der private Rüstungswettlauf auf Hochtouren. „Die Leute geben ihre alten Waffen bei den Vereinten Nationen ab und kassieren die Prämie“, freut sich der Dealer. „Dann kommen sie zu mir und holen sich eine nagelneue Kalaschnikow.“ Seit das Programm begonnen habe, sei die Nachfrage rapide gestiegen, die Preise seien nach oben geschneilt. Seine Gewinnspanne liege bei fünfzig Prozent. Er verdiene besser denn je.

Der Mond ist eine scharf gezeichnete Sichel am Himmel. Die Nuba Mountains: schwarz gezackte Silhouetten. Wir spüren die Hitze des Tages, welche die Felsen bis weit in die Nacht hinein abstrahlen. „Wer kein Geld hat, stiehlt Vieh, um sich zu bewaffnen“, sagt der Dealer. „Und die Bestohlenen kaufen Waffen, um sich zu schützen.“ Ob er selbst eine Waffe bei sich trage? Er zieht etwas aus seiner Hosentasche und hält es in den Lichtkegel unserer Taschenlampe. Es ist eine Handgranate. „Wer mich angreift“, sagt er, „stirbt mit mir.“

Jeder gegen jeden. Und notfalls auch gegen sich selbst.

So steht es um den Frieden im Sudan. Wir suchen nach einem Weg, nach einem Pfad, irgendeiner Verbindung, zwischen dem, was die letzten Jahrzehnte voneinander getrennt haben. Nach einer Wahrheit, die über die Logik des Krieges hinausgeht. „Als ich ein Junge war, waren die Nuba unsere Brüder“, erinnert sich Fadal Alla, ein Weiser vom arabischen Volk der Hawazma. „Für Leute in meinem Alter gilt das immer noch, aber die Jungen, die hassen einander.“ Es ist unser letzter Abend in den Nuba Mountains. Wir sitzen mit Fadal – weiße Gebetskappe, kurz geschnittener weißer Kinnbart – vor einem der igluartigen Nomadenzelte in der Ebene vor Kadugli. Seit ihrer Feindschaft im Krieg bewegten sich Nuba und Hawazma in streng getrennten Welten, erfahren wir. In der Zeit davor aber seien Hochzeiten zwischen den Volksgruppen häufig gewesen. „Die Nuba Mountains“, sagt der steinalte Fadal, „waren einmal die Brücke zwischen dem Süd- und dem Nordsudan.“

Ob die alte Zeit zurückkommen wird? Minutenlang schweigt Fadal. Dann lässt er seine Hand über die Bergketten und die Ebene schweifen und sagt: „Wenn ein Lehmkrug zu Boden fällt und zer-



bricht, dann sehnen sich die Scherben danach, wieder zusammengefügt zu werden, zu einer neuen Einheit. So ist es immer gewesen. So wird es wieder sein – irgendwann.“

Am nächsten Morgen reißt unsere Piste nach Norden ab. Am Ufer eines Flusses ist die Brücke eingestürzt. Um uns herum stehen Nuba, Textilhändler, die in Khartum Kleidung und Tuch kaufen wollen. Vom anderen Ufer wollen arabische Hirten mit ihren Ziegen herüber auf ihre Weiden im Süden. Während wir ratlos auf die Trümmer der Brücke schauen, werden wir uns ihrer Symbolik bewusst. Dies ist die Verbindung, nach der wir gesucht haben, die Brücke des weisen Fadal Alla – zwischen Nord und Süd, zwischen Sichel und Kreuz, Kalaschnikow und Basketball, zwischen bedrohlich blauen Träumen und der Sehnsucht nach einer lichten friedlichen Welt.

Was sollen die Leute am Ufer tun? Umkehren können sie nicht. Vielleicht warten. Auf die nächste

Fadal Alla vom arabischen Volk der Hawazma: „Wenn ein Lehmkrug zerbricht, sehnen sich die Scherben nach Einheit.“



Trockenzeit. Auf Chol Bol, den Brückenbauer aus Juba. Auf ein Wunder. Doch dann machen sich beide Seiten gleichzeitig auf den Weg. Nachbarn, die jahrzehntelang gegeneinander aufgehetzt wurden und sich im Krieg blutig bekämpften. Jetzt tasten sie sich auf den Ruinen der Brücke durch die Strömung, gehen vorsichtig aufeinander zu. Und als sie sich in der Mitte treffen, reichen sie einander zum Gruß die Hand.